

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostpreussischen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 7. Februar 1901.

(Nachdruck verboten.)

Schloß favorite.

Roman von B. v. d. Lancken.

(Fortsetzung.)

Im Schloßhof angekommen, setzte sich die Erbprinzessin auf den halb zerfallenen Söller der alten Burg. Wolfenstein stand etwas seitwärts, an einen Mauervorsprung gelehnt; der Knappe, elegante Reitanzug mit den hohen Stiefeln ließ seine kräftige und doch schlanke Gestalt zur vollsten Geltung kommen; er hatte den Hut abgenommen, der Sonnenschein lag auf dem tiefdunklen, reichen Haar, auf der weißen hohen Stirn und dem stolzen Antlitz, das der weiche, bis zur Brust reichende Vollbart umrahmte; ohne auf seine Umgebung zu achten, blickte er ziellos ins Weite.

„Wie schön er ist,“ dachte Katharina, „wie schön,“ und mit diesem Eingeständniß regte sich zugleich in ihrer Brust das Verlangen, ihn zu gewinnen. Das bisherige Leben erschien ihr mit einem Schlage öde, reiz- und werthlos, sie begriff nicht, wie sie es bislang schön gefunden ohne ihn, sie dachte nicht daran, wie sie noch vor kurzem über denselben Mann gespöttelt, dem jetzt ihr ganzes leidenschaftliches Empfinden sich entgegendrängte; sie glaubte in diesem Augenblick wirklich an die Echtheit dieser Empfindung, und mit dem Glauben an diese Echtheit steigerte sich das Verlangen, das Wünschen und Begehren.

Sie liebte ihn, und diese Erkenntniß, die ihre Brust wie ein ganz neues Glücksgefühl durchflutete, ließ keinen Zweifel aufkommen, daß einst ein Tag kommen werde, wo er ganz und schrankenlos ihr gehören müsse. Ihre Wangen glühten, die vollen Lippen schürzten sich zu einem liebevollen Lächeln; sie lehnte den herrlichen Oberkörper weit zurück an die Mauer, daß die feinen, hochgewölbten Büschchen sichtbar wurden, und wie sie nun mit den flimmernden, heißen Blicken zu ihm aufschaute, konnte man sich kaum ein verführerisch-sinnbethörend schöneres Weib vorstellen.

„Wo sind Sie mit Ihren Gedanken, Graf?“ fragte sie halblaut. — Wolfenstein schrak zusammen.

„Verzeihung, Hoheit, ich bin so wenig Hofmann und habe so lange in der Einsamkeit gelebt, daß ich unausgesetzt an Dero gütige Nachsicht appelliren muß.“

Katharina schüttelte leicht das Haupt.

„Keine Entschuldigungen, Graf, wenigstens nicht mir gegenüber. Gott Lob bin ich neben der Fürstin so viel Mensch, daß ich jedes rein menschliche Empfinden verstehen, und menschliches Irren natürlich finde. Glauben Sie, ich kam in die idyllische Einsamkeit von Steinhorst, um eine etwas veränderte Auflage der Hofreise wiederzufinden? Nein, — ich sehnte mich nach Menschen, nach Wesen mit natürlich-ungekünstelten Gefühlen, die nicht in der Maste

konventioneller Formen einherschreiten, die sich nicht ängstlich hüten, durch ein Wort, einen Blick, einen Seufzer zu verrathen, wie ihnen ums Herz ist.“

Der Graf sah die Sprecherin einen Moment schweigend an, hatte er diese Frau nicht vielleicht doch erkannt, hatte er ihr nicht Unrecht gethan? Verriethen ihre Worte nicht ein tiefes Gemüth, ein Gemüth, das unverstanden in seiner Umgebung sich nach Besserem sehnte? Die Prinzessin las die Wirkung dessen, was sie gesagt, auf seinem Gesicht; ihr Reitleid etwas zusammenfassend und ein wenig zur Seite rückend, machte sie ihm Platz und lud ihn mit einer leichten Handbewegung zum Sitzen ein.

„Es plaudert sich besser so, Graf, nicht wahr?“

Sie streifte die Handschuhe ab und verschränkte die schlanken, juwelengeschmückten Finger in einander; des Grafen Augen wurden hierbei von einer kostbaren, blaßrothen Perle gefesselt, die in einem Kranz von Brillanten den kleinen Finger der linken Hand schmückte, Katharina fing diesen Blick auf.

„Sie bewundern diesen Ring — Graf. Er ist in der That sehr kostbar; — der Erbprinz schenkte ihn mir nach der Geburt unseres Kindes, er ist eine Erinnerung an das einzig reine Glück meines Lebens, das leider zu kurz war, um mit seinem Glanz auch meine ferneren einsamen Tage verklären zu können. Sie werden mich vielleicht verstehen — Sie sind ja auch einsam wie ich.“

In ihren Augen schimmerte es feucht, sie reichte ihm die Hand, die Wolfenstein an seine Lippen drückte; sie hatte sich etwas vorgebeugt, ihre Schulter berührte seinen Arm. — — — — —

In diesem Moment trat Prinz Paul hinter einer Mauernische hervor, ihm folgten Clemence und die übrigen Herren — die Prinzessin hatte gerade noch Zeit, eine vornehm reservirte Haltung einzunehmen und ihre Hand aus der Wolfensteins zurückzuziehen.

„Mille pardons — Hoheit, ich störe wohl,“ rief der Prinz mit einem belustigten Seitenblick, in seiner rücksichtslos offenen Art.

„Niemals, lieber Paul, wir haben uns hier ein allerliebsteß Plätzchen ausgesucht und vergnüglich, in aller Ruhe geplaudert — während Sie sich zwischen diesen Trümmern einstiger Herrlichkeit müde geklettert haben,“ lachte Katharina, so übermüthig und unbefangen, daß Wolfenstein peinlich davon berührt wurde; der Zauber, der ihn kaum wenige Minuten umfassen, war wie mit einem Schlage vernichtet und die Prinzessin erschien ihm jetzt wie eine Circe, die ihn mit ihren verführerischen Reizen umgarnt. — Er stand auf und trat mit einer fast brüskten Bewegung an Clemences Seite — die ihm im Gegensatz dazu so mädchenhaft lieblich erschien, wie nie zuvor; da die übrigen Herren von der Prinzessin ins Gespräch gezogen wurden, machte er Clemence auf die landschaftlichen Schönheiten der Umgebung aufmerksam; sie traten an den Rand der Anhöhe, das Mädchen, sich leicht mit dem Ellbogen auf die zerbröckelten

Reste der äußeren Umfassungsmauer stützend, sah in das Land hinaus, das sich, Thäler und Hügel abwechselnd, umkränzt von den alten, herrlichen Waldungen, vor ihnen ausbreitete — wogende Kornfelder, üppige Wiesen, hie und da ein Teich in der Ferne, wie ein silberglänzender Streif, der große Lindenbrücker See und über dem allen ein tiefblauer, fast wolkenloser Himmel.

„Wie schön — wie schön,“ sagte Clemence leise, „wie ich es liebe, das stille Landleben mit seinem Frieden.“

„Wirklich?“ sein Ton klang ungläubig, „ich meine, es ist noch gar nicht zu lange her, als Sie anders dachten und sprachen?“

Sie erröthete.

„Man kann seine Ansichten ändern, Graf; haben Sie diese Erfahrung noch nie an sich selbst gemacht?“

Sie sah fragend zu ihm auf, und er begegnete ihren Augen mit einem tiefen ernstern Blick.

„Ja — ich habe es erfahren,“ antwortete er mit bewegter Stimme, „nicht nur unsere Ansichten, auch unsere Gefühle sind mehr dem Wechsel unterworfen, als ich es je für möglich gehalten.“

Seine Worte, sein Blick erfüllten sie mit einer glückverheißenden Ahnung, ein süßer Schauer ließ sie erbeben und unwillkürlich preßte sie die Hand auf's Herz, als müsse sie dadurch das unruhige, laute Pochen zum Schweigen bringen; dann standen sie lange, ohne ein Wort zu sprechen, neben einander und blickten hinaus in die Ferne

„Mein Gott, hier findet man Sie?“ rief Baron Montenrieds Stimme, „Hoheit sind bereits aufgebrochen, rasch, rasch, meine Herrschaften.“

Wolfenstein bot Clemence den Arm, und von Montenried gefolgt eilten sie den Berg hinab; auf halbem Wege sah das junge Mädchen noch einmal zurück, als würde ihr das Scheiden schwer. Die Erbprinzessin begrüßte die Nachzügler mit einem Scherzwort, dann ließ sie sich von Wolfenstein in den Sattel heben; ehe noch einer der anderen Herren hinzutreten konnte, war der Prinz schon neben Clemence und als sie die Spitze des feinen Führens in seine Hand setzte, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, dieselbe etwas länger als nöthig mit leisem Druck festzuhalten. Niemand außer Wolfenstein hatte es bemerkt und er ritt von diesem Augenblick an einsilbig und mit finsternem Blick neben Katharina.

Wer zuerst den Vorschlag gemacht, er hatte nicht darauf geachtet, aber mit einem male tönte der Ruf: „Steeple Chase“ an sein Ohr; man hatte zum Rückweg nicht den Wald, sondern die Chaussee gewählt, deren Einförmigkeit die Fürstin bald langweilte.

„Das in der Ferne sichtbare Häuschen des Chausseewärters soll als Endziel gelten.“ Ein wildes, ungestümes Verlangen hatte sie ergriffen, in einem tollen Ritt wollte sie das aufgeregte, heiße Blut beruhigen, durch eine gewaltsame Anspannung ihrer körperlichen Kräfte das Gleichgewicht der Seele zurück zu gewinnen suchen. Vorwärts, nur vorwärts, als könne sie mit dem schrankenlosen Dahinstürmen all dem Aufruhr entfliehen, der ihr Inneres durchbebt.

Kurze Zeit flogen die edlen Kenner Kopf an Kopf über die Chaussee, bald aber gewannen die Erbprinzessin und Wolfenstein einen Vorsprung, ihnen zunächst Clemence und der Prinz; wie die wilde Jagd fauste die kleine Kavalkade die Landstraße hinab, daß die Menschen auf den wenigen Fuhrwerken und die vereinzelt Fußgänger, die ihnen begegneten, verwundert die Köpfe schüttelten, und stehen bleibend den in eine Staubwolke gehüllten Reitern und Reiterinnen nachsahen.

Da — ein kurzer angstvoller Ausschrei — vor einigen vom Schlächter getriebenen Haupt Rindvieh scheut Clemences Pferd, bäumt sich, springt in einem wilden Satz zur Seite, und dann, von der erschrockenen Reiterin nicht mehr fest genug im Zügel gehalten, stürmt es in rasender Karriere dicht an den die Chaussee begrenzenden Obstbäumen vorbei, die Landstraße entlang. Ihrer Sinne nicht mehr mächtig, todtenbleich hängt Clemence im Sattel, mit einer letzten, verzweifelten Anstrengung versucht sie ihre verlorene

Herrschaft wieder zu gewinnen, es steigt hoch auf, überschlägt sich und stürzt. — — —

Als der aufwirbelnde Staub verzogen, bietet sich dem im gestreckten Galopp heransprengenden Prinzen und Wolfenstein ein erschreckendes Bild.

Clemence mußte schon beim Aufsteigen des Pferdes aus dem Sattel geschleudert sein — mit dem Kopf gegen einen Baum geschlagen, die Arme weit von sich gestreckt, die Augen geschlossen, das Antlitz leichenhaft blaß und aus einer Wunde an der Stirn blutend, lag sie auf dem Rand des Grabens, der die Chaussee von den Feldern trennte, nicht weit von ihr mit wild arbeitenden Flanten, weit aufgerissenen Müstern, die großen flammenden Augen angstvoll hin und her rollend, der herrliche Kappe.

Die beiden Männer parirten ihre Pferde, schwangen sich herab und eilten der Unglücksstätte zu; Wolfenstein war der erste dort, selbst todtenbleich, am ganzen Körper bebend, kniete er neben der leblosen Gestalt des jungen Hoffräuleins nieder. Sanft ihren Oberkörper stützend, versuchte er, sie etwas aufzurichten.

„Lebt sie — um Gottes Barmherzigkeit willen, lebt sie?“ flüsterte Prinz Paul.

„Ich hoffe es!“ Und seine Stimme klang hart und tonlos.

Die Prinzessin, die anderen Herren und der Reitknecht waren herangekommen, aber selbst in diesem Augenblick überwog das Gefühl der Leidenschaft das des Mitleids bei Katharina, sie neidete Clemence, daß Wolfensteins Arme sie umschlossen, daß ihr Haupt an seine Brust gebettet war, und vor allem neidete sie ihr den Blick unaussprechlicher Sorge und Liebe, mit dem seine Augen auf ihren Zügen ruhten und der ihr das streng gehütete Geheimniß seines Herzens offenbarte; sie überwandte sich so weit, neben der Verunglückten nieder zu knien und dem Prinzen behülflich zu sein, das langsam aus der Wunde rinnende Blut zu stillen.

„Aufs Pferd, Graf,“ rief Wolfenstein dem Adjutanten zu, „reiten Sie immer gerade aus, dann rechts ab in den Wald — Sie kommen direkt nach Favorite, man soll ein Zimmer bereit machen.“

„Nach Favorite?“ stieß Katharina athemlos hervor.

„Sawohl, Hoheit, es liegt zunächst.“

Sie biß sich auf die Lippen und schwieg.

Baron von Montenried übernahm es, nach der Stadt zu reiten, um einen Arzt zu holen.

Während all dieser Zeit kniete Wolfenstein immer neben Clemence und hielt sie sanft und fest in seinen Armen wie zu Anfang, sein Herz pochte so stürmisch — so leidvoll und selig zugleich, daß er meinte, sie müsse dies Klopfen an dem ihren fühlen, und er müsse sie ins Leben zurückrufen. In diesen Minuten peinvoller Angst, wo bange Furcht und geheimes Hoffen in ihm kämpften, wurde er sich voll und ganz bewußt, daß er sie unaussprechlich liebe.

6. Kapitel.

„Und Sie glauben in der That Rätthi, daß ich Aussicht habe, mein Ziel zu erreichen?“ fragte Prinz Paul seine Schwägerin.

Die Erbprinzessin saß am Fenster des Gartensalons, zählte die Stiche in ihrer Tapissierarbeit, beugte sich zu diesem Zweck noch tiefer über den Stichtahmen und neigte den Kopf zur Bejahung; in der Bewegung, in dem Ausdruck ihrer Züge lag eine so positive Gewißheit, daß der Prinz, dadurch ermuthigt, fortfuhr: „Allerdings die Thronfolge ist durch Geburt des zweiten Jungen genügend gesichert — sie käme nicht mehr in Betracht, aber im übrigen?“ — Er hielt einen Moment inne und blickte zweifelnd zu der immer eifrig weiter arbeitenden und zählenden Frau am Fenster hinüber. „Amalie — zum Beispiel — —“

Jetzt warf die Prinzessin mit einem stolzen, überlegenen Lächeln den Kopf zurück und zuckte ungeduldig die Schultern. „Amalie — Amalie — aber liebster Paul, ich verstehe Sie wirklich nicht. Seit wann hätte sie denn je Einfluß auf die einmal gefaßten Ent-

schlüsse Ferdinands — dies war der Name des Herzogs — gehabt Sie wissen so gut wie ich, daß gerade ihr eigenstimmiges Beharren bei einer Ansicht seinen Widerstand reizt, und so hoffe ich, wird sie uns dadurch selbst die Karten in die Hand spielen. Außerdem,“ sie sah mit einer entzückenden Schalkhaftigkeit zu ihm auf, „gibt es da noch ein kleines, pikantes Geheimniß Sr. Hoheit — — Kurz und gut, meine Toleranz in dergleichen Dingen, meine erprobte Verschwiegenheit — — Lassen Sie mich nur machen und ich hoffe, Ihnen in nicht allzuferner Zeit die Erlaubniß unseres hohen Bruders zu Ihrer morgantischen Ehe mit Clemence ausgewirkt zu haben.“

„Katharina, Sie sind ein Engel,“ rief Prinz Paul, die Hand der Prinzessin ergreifend und eine Anzahl leidenschaftlicher Küsse darauf drückend. „Wenn Sie wüßten, wie glücklich mich Ihre Worte machen. Aber das ist nicht möglich, aus dem einfachen Grunde, weil Sie nicht wissen, wie unvernünftig lieb ich diese kleine, reizende Clemence habe.“

„Wirklich?“ Sie blickte ihm forschend in die ehrlichen blauen Augen, die jetzt im reinsten Glück strahlten.

„Ja, wirklich — so lieb, daß sich nie, so lange ich sie kenne, ein unlauterer Gedanke an sie herangewagt.“

Die Erbprinzessin lächelte überlegen, wohlwollend. „Und reizend, sehr reizend finden Sie sie?“ fragte sie dann weiter, anscheinend harmlos neckend, im Innern aber schon mit Ungeduld der Antwort entgegen harrend.

„Wer fände das nicht?“ gab Prinz Paul in vollem Enthusiasmus zurück, „hat es doch fast den Anschein, als ob selbst dieser „Trauermantel“ — dieser Wolfenstein — nicht ganz unempfindlich dagegen ist.“

Katharina zuckte zusammen. Also doch! Ihre Befürchtungen waren nicht unbegründet.

Der Prinz zog einen Sessel neben seine Schwägerin und setzte sich. „Näthi,“ begann er dann in gedämpfem, vertraulichem Tone, „meinen Sie wohl, daß, daß“ — — Er stockte; dem flotten, lebenslustigen Manne, dem schneidigen Offizier fehlte in diesem Moment der Muth, eine Frage zu thun.

„Nun?“

Er zog energisch seinen Schnurrbart durch die weißen, wohlgepflegten Finger und klopfte mit der Spitze des Fußes den Teppich. Nach einer kleinen Pause sagte er, einem plötzlichen Entschluß folgend: „Meinen Sie wohl, daß sie mir auch ein wenig gut ist? Kleine Perze — habe nie recht dahinter kommen können, möchte doch nicht gerne — —“ Er stockte wieder.

Katharina hörte auf zu arbeiten. „Oher Paul, halten Sie Clemence von Fünfkirchen wirklich für so harmlos, daß sie das Glück nicht zu schätzen weiß, was sich ihr bietet? Fürchten Sie vielleicht gar einen Noth?“

„Nein, aber ich würde ihn lieber nehmen, als mich zeitlebens mit dem Gedanken plagen, ob sie auch meine Frau geworden, wenn ich statt eines herzoglichen Prinzen ein simpler Leutnant wäre, der auf sein Kommißvermögen angewiesen ist.“

„Das kann ich Ihnen nun nicht zuschwören,“ antwortete Katharina mit komischem Zweifel in Blick und Geberde, „wohl aber, daß Clemence nie eine Ehe eingehen wird, ohne wenigstens herzliche Zuneigung für ihren künftigen Gatten zu fühlen; wenn Sie mich aber wegen einer kleinen Indiskretion nicht verkennen und mich nicht verrathen wollen, so glaube ich Ihnen ziemlich bestimmt versichern zu können, daß ihr Empfinden für Sie ein noch wärmeres ist. Sind Sie nun zufrieden?“

Der Prinz sprang auf, rechte seine hohe, kräftige Gestalt und athmete wie von einer großen Sorge befreit auf, empfahl sich dann etwas übereilt von der Prinzessin, noch etwas flüchtiger von der im Vorzimmer mit Besen beschäftigten Oberhofmeisterin, und ritt in gestrecktem Galopp mit seinem Adjutanten gen Helmsted.

Ein mitleidiges Lächeln spielte um Katharinas Lippen, ein diabolisches Feuer glühte in ihren Augen, als sie sich allein wußte; die Arme unter der Brust verschränkt, schritt sie unruhig in dem Zimmer auf und ab; sie gehörte zu jenen Frauen, bei denen die Leidenschaft, einmal erweckt, bald alle anderen Gefühle unterjocht, und die dieser Leidenschaft mit fast an Grausamkeit grenzender Konsequenz alles opfern, was sich ihrer Befriedigung in den Weg stellt. Wie von der Dauer ihrer Gefühle, so war sie auch von deren Berechtigung vollständig überzeugt; sie liebte den Grafen Wolfenstein, sie wollte seine Liebe erringen, wollte glücklich sein. Warum sollte ihr versagt werden, was so und so viel anderen, unbedeutenderen, häßlichen Frauen zutheil wurde? War sie denn nicht mehr schön genug, um begehrenswerth zu sein?

Sie trat vor den Spiegel, schob den Fenstervorhang zur Seite und ließ ihre Augen mit prüfendem Blick auf dem eigenen Bilde ruhen; ein befriedigtes Lächeln huschte über ihr Antlitz. Was war es denn Böses, das sie thun wollte? Clemence, die sie als Nebenbuhlerin fürchtete — haßte, an einen Prinzen vermählen, ihr ein Loos bereiten, um das sie Hunderte beneiden würden. Daß Clemence den Prinzen nicht liebte, daß sie durch Ausführung ihres Planes gewaltsam das Lebensglück anderer zerstörte, kümmerte sie nicht. Wer hatte sie gefragt, als man sie — jünger noch — dem geistlosen, halb dem Trunke ergebenen Erbprinzen zur Gattin bestimmt, wer hatte Mitleid mit ihr gehabt, als man sie wie ein wehrloses Opferlamm zum Altar geschleppt? Von dem Moment an, wo Clemence verheiratet, die Gemalin eines herzoglichen Prinzen war, war sie für Wolfenstein verloren, und im äußersten Falle wurde ihr mindestens das peinigende, aufreibende Bewußtsein erspart, daß eine andere glücklich war an einem Herzen, das zu besitzen ihr versagt blieb.

Ein kurzer Augenblick des Ueberlegens — dann ein rascher Entschluß. Sie schellte.

„Den Wagen!“ befahl sie dem eintretenden Lakai.

Eine halbe Stunde später trat sie in einer entzückenden, von Spitzen u. Stickereien überrieselten Sommertoilette, einen weißen, reich verschnürten Dolman um die Schultern und ein federengeschmücktes Hüttchen auf dem mit stolzer Anmuth getragenen, zierlichen Kopf vor das Portal des Schlosses, um nach Favorite zu fahren. Sie hielt einen duftenden Blumenstrauß, eine reizende Zusammenstellung von Bergigmeinnicht und Rosenknospen, zwischen denen hier und da ein Myrthenzweiglein hervorlugte. Sich so viel als möglich von allem Etikettenzwang emanzipirend, hatte sie diese Besuche schon hin und wieder ohne jede weitere Begleitung unternommen; so fuhr sie auch heute allein, und während das elegante Fuhrwerk rasch auf der Straße dahinrollte und ihre schönen Augen unter dem hellen Sonnenschirmchen hervor träumerisch in die friedliche Landschaft schauten, während sie mit huldvollem Lächeln die ehrerbietigen Grüße der Arbeiter hier und da erwiderte, pochte ihr das Herz zum Berspringen wild in der Brust, kreuzten sich tausend Pläne hinter der weißen Stirn, die sie am raschesten zu ihrem Ziele führen sollten.

Das Thurmstübchen im Schloß Favorite, wo Clemence an jenem Frühlingsabend so sorglos zur Ruhe gegangen, wo sie so süß geträumt, war für mehrere Wochen in ein Krankenzimmer verwandelt worden; die Vorhänge — herabgelassen — wehrten dem Eindringen des grellen Tageslichtes, Arzneiflaschen standen auf dem Tisch neben dem großen Himmelbett, am Fußende desselben der Eisbehälter mit den kühlenden Umschlägen. Außer der Kammerfrau, die Prinzess von Steinhorst gesandt, theilten sich Frau Wendlein und Frau von Fünfkirchen, die, ebenso wie Gräfin Mathilde, ganz nach Favorite übergesiedelt waren, in die Pflege. Der Arzt hatte eine Gehirnerschütterung konstatiert, die größte Ruhe für die Patientin anempfohlen und den Transport nach Rommiz oder gar Steinhorst streng untersagt. Lange schwebte man zwischen Furcht und Hoffen, bis jetzt endlich nach drei bangen Wochen eine Wendung zum

Besseren eingetreten war und Clemence langsam der Reconalescenz entgegenging.

Prinzessin Katharina war fast einen um den anderen Tag in Favorite vorgefahren, um sich nach dem Befinden zu erkundigen, hatte auch einige male dort den Thee genommen. Prinz Paul hatte sie oft begleitet und hin und wieder Blumen geschickt. Ein Leben hatte sich in dem sonst so stillen Schloßchen entfaltet, wie seit mehr denn zwanzig Jahren nicht, und wenn auch nichts an die rauschende Geselligkeit ehemaliger Jagdzeiten erinnerte, wenn auch die Herrschaft und Diener lautlos über die Korridore und Treppen hinschritten, wenn sich der ständige Kreis der kleinen Mittags- und Abendtafel fast immer nur aus den beiden alten Damen und dem Grafen zusammensetzte — er war doch nicht allein, die schönen, behaglichen Räume standen nicht mehr unbewohnt, und Frau Wendlein meinte, „man wisse doch endlich einmal wieder, wozu man auf der Welt sei.“

Wolfenstein war der liebenswürdigste Wirth, und er war es um so mehr in einer seinen unfreiwilligen Gästen, Gräfin Mathilde und Frau von Fünfkirchen, wohlthuenden Weise, als er sich um Clemences willen freute, daß sie beide da waren.

Sein ganzes inneres Empfinden hatte eine fast gewaltsame Umgestaltung erfahren. In dem Moment, wo er Clemence, blutend bewußtlos, vielleicht zum Tode verlegt, in seinen Armen gehalten, war der letzte Rest von Selbsttäuschung geschwunden, und er wehrte der Liebe nicht, die nun in dem Wangen um die Geliebte von Tag zu Tag sein Herz mehr ausfüllte. Die Vergangenheit, die ihn so lange gefangen gehalten, mußte dem täglich sich erneuernden Einfluß der Gegenwart weichen, und die Erinnerung an ein todttes Glück trat in den Hintergrund vor der Sorge um das noch vom Leben zu erhoffende. Alles, was von Zweifeln gegen Clemence in seiner Brust gelebt, verstummte in diesen Tagen; nur die Besuche des Prinzen, die Art und Weise, wie die Prinzessin zu diesem und über diesen und Clemence sprach, weckte oft ein Gefühl der Eifersucht, dessen er nicht ganz Herr zu werden vermochte.

Seit acht Tagen hatte man der Patientin den Aufenthalt im Freien gestattet. An der Rückseite des Schloßchens, seitwärts neben der Flügelthür, die vom Speisesaal in den Garten führte, war ein behagliches Plätzchen hergerichtet, von hohen Vorbeerbäumen, Oleander und Palmen umgeben, bequem mit Rissen belegte Gartenmöbel, auf den Tischen Körbe voll auserlesener schöner Blumen; hier nahmen Gräfin Mathilde, Frau von Fünfkirchen und Wolfenstein den Morgen- und Nachmittagskaffee. Hier war der ständige Aufenthalt der alten Damen, so lange Clemence noch an das Zimmer gefesselt war und man sich nicht gerne weit vom Schlosse entfernen mochte. Nun saß sie als Vierte in dem kleinen Kreis; noch trugen die lieblichen Züge die deutlichen Spuren der eben überstandenen Krankheit, die weiche Rundung der Wangen war verschwunden und die schmale rothe Narbe an der linken Seite der Stirn, die das braune Lockengekräusel nicht ganz bedeckte, erinnerte immer wieder daran, wie begehrlieh der Tod seine rauhen Hände nach diesem jungen Menschenleben ausgebreitet hatte. Aber die Gefahr war vorüber, und in zwei bis drei Tagen hatte der Arzt in die Ueberführung nach Lomniz gewilligt.

Wolfenstein wurde es schwer, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen — und nur die Hoffnung, daß diese Trennung nur eine kurze sein, der bald eine dauernde Vereinigung folgen würde, ließ ihn sich darin finden. Es waren stille, glückselige Stunden des Beisammenseins, die diese acht Tage den Liebenden brachten. Jeder bemüht, sein Empfinden vor dem anderen zu verbergen, und doch jeder Blick, jedes Lächeln, jeder Händedruck ein Verräther, der ungestraft das süßeste Geheimniß ausplauderte, was mit dem Munde zu bekennen der Graf noch immer nicht den Muth fand. Es war so schön, so berauschend, dies schweigende Liebespiel, dies ungesuchte Sichfinden, dies unausgesprochene Sichverstehen.

Clemence erinnerte sich nicht, jemals so wunschlos glücklich gewesen zu sein, als jetzt, wenn die Großmutter und Gräfin Mathilde,

höchst profaische graue Wollsocken für die Dorfarmen strickend, auf der Bank saßen, sie selbst im Schaukelstuhl ruhte und Wolfenstein ihr — es traf sich immer so — vis-à-vis im Sessel lehrend, vorlas. Zongo, der mächtige Leonberger, war ihr guter Freund; er litt es geduldig, daß ihre kleinen Füße seinen starken Rücken als Ruhebank benutzten, sah es aber noch lieber, wenn er seinen großen Kopf auf ihre Kniee legen durfte und sie ihm spielend das weiche, lockige Fell zauste; auch von seinem Herrn war Zongo nie so oft geliebt worden, als in dieser Zeit.

Einmal beugte sich Clemence zu dem schönen Thier nieder und lehnte ihre Wange gegen seinen Kopf. Der Graf bemerkte es, ein Lächeln huschte über sein ernstes Gesicht.

„Sie lieben wohl meinen Zongo sehr, gnädiges Fräulein?“ fragte er.

Das junge Mädchen nickte.

„Er ist auch ein prächtiger, alter Bursche. Komm her, Zongo!“

Der Hund trat gehorsam zu ihm heran; Wolfenstein machte sich mit seinem Halsband zu schaffen, streichelte ihn, hob dann den großen Kopf in die Höhe, sah ihm einen Moment in die treuen braunen Augen und drückte, als er sich unbeobachtet glaubte, sein härtiges Antlitz an die Stirn des Thieres, wo eben Clemences zarte Wange geruht.

Daß in diesen Tagen auch die Prinzessin nicht kam, wurde von niemandem vermist, von Clemence wie eine Erleichterung empfunden; sie fürchtete sich vor der Rückkehr an den Hof, sie mochte nicht daran denken, seit sie ein Glückseligkeit kennen gelernt, dessen Quelle nicht in leichtfertigen Lebensgenuß, sondern im eigenen Herzen seinen Ursprung hatte.

Die Abreise war für den morgenden Vormittag festgesetzt. Frau von Fünfkirchen leitete das Einpacken und Ordnen von Clemences Sachen.

Clemence, von einem Spaziergang durch den Garten zurückkehrend, traf Wolfenstein vor dem Schloß; er ging ihr entgegen und sprach in einer gewissen Hast zu ihr.

„Sie kennen nun fast alle Räume im Schloß, die —“ er zögerte einen Moment, „die meiner Frau und mein Arbeitszimmer ausgenommen; erstere zu sehen findet sich vielleicht später noch einmal Gelegenheit; sie enthalten überdies nichts, was für Sie, die die einstige Bewohnerin nicht gekannt, Interesse haben könnte. Es würde mir aber eine Freude sein, Ihnen mein kleines Reich zu zeigen. Wollen Sie es sehen? Außerdem befindet sich dort das einzige Bild meiner Frau, und wenn mich nicht alles täuscht, ist es ein unausgesprochener Wunsch von Ihnen, dasselbe zu sehen. Er soll Ihnen erfüllt werden. Tante Mathilde ist gerade hineingegangen, ein paar Zeilen an meinem Schreibtisch zu schreiben. Bitte, kommen Sie!“

Er bot ihr den Arm und führte sie, ohne weiter etwas zu sagen, durch die Vorhalle nach seinem Zimmer.

Vor der Thür stand ein Reitknecht und wartete auf den Brief von Gräfin Mathilde. Wolfenstein öffnete rasch und ließ Clemence eintreten.

Gräfin Mathilde blickte überrascht auf.

„Daß Dich nicht stören, Tante, ich wollte Fräulein von Fünfkirchen mein Arbeitszimmer zeigen und Abimees Bild.“

Die alte Dame ließ sich anscheinend freilich nicht stören, sie wandte sich ohne ein Wort der Entgegnung wieder ihrem Briefe zu, aber die Buchstaben tanzten ihr vor den Augen und ihr altes Herz klopfte ihr ordentlich stürmisch in der Brust. War es denn möglich, sollte wirklich — —

Der Graf erklärte Clemence einige Waffen, zeigte ihr, was er von seinen Reisen heimgebracht, fragte, ob ihr das Zimmer, die Aussicht gefalle u. s. w.; man konnte ihm eine gewisse Unruhe anmerken, trotzdem er sich Mühe gab, dieselbe zu verbergen.

Die Gräfin stand auf und ging hinaus, den Boten abzufertigen. Diesen Moment benutzte der Graf, mit einem plötzlichen Entschluß

an die Staffelei zu treten und den Vorhang zurückzuziehen; er war bleich geworden und seine Hand zitterte. Clemence stand, ohne ein Wort zu sagen, im Anschauen verloren.

Das also war die Frau, die er geliebt, die über den Tod hinaus seinem Herzen theuer geblieben, die ihm anvergeßlich war, deren Bild er wie ein Heiligthum gehütet vor jedem fremden Blick, und das er ihr nun zeigte, ihr allein von allen anderen, weil — weil — sie konnte den Gedanken nicht ausdenken; er barg zuviel des Glückes, zu viel der Seligkeit — weil er sie liebte. War es möglich? Thränen stiegen ihr langsam ins Auge, sie sah schüchtern zu ihm auf. Er lehnte am Schreibtisch und seine Blicke haften mit dem Ausdruck unaussprechlicher Trauer auf dem Bilde; regungslos, wie in schmerzlich süßes Träumen versunken, stand er da. Liebt der Zauber der Heimgegangenen seine alte Macht? Clemence senkte, von den widerstreitendsten Empfindungen bewegt, die langen dunklen Wimpern.

„Die Prinzessin kommt eben die Allee heraufgefahren!“ Mit diesen Worten trat Gräfin Mathilde wieder in das Zimmer. Wolfenstein schreckte empor und zog rasch den Vorhang über das Porträt. Clemence reichte ihm die Hand.

„Ich danke Ihnen, Graf Wolfenstein.“

„Bitte, sprechen Sie zu niemand darüber.“

Sie gingen hinaus, und wie sie in die Vorhalle traten, hielt die herzogliche Equipage eben vor dem Schloßchen.

Prinzess sah sieghaft schön aus; sie reichte dem Grafen die Hand zum Kuß, schloß Gräfin Mathilde in ihre Arme und küßte Clemence auf die Stirn; im Garten zog sie das junge Mädchen an ihre Seite und legte den Strauß in ihren Schoß.

„Vom Prinzen!“ Sie begleitete diese Worte mit einem bedeutungsvollen Blick und vielsagenden Lächeln gegen Wolfenstein. „Er hat ihn selbst bestellt,“ fuhr sie halblaut fort.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Wahlen.

Von Justus von Maurik.

Autorisirte Uebersetzung von Else Otten.

„Wo ist mein Frack und meine ausgeschnittene Weste?“ fragte Herr Walters, indem er auf seine Stiefeletten blickte, um zu sehen, ob das Weinkleid gut auf den Fuß fiel.

„Natürlich im Schrank,“ antwortete seine bessere Hälfte ziemlich kurz, denn sie begann zu verstehen, daß ihr Herr und Gebieter die Absicht hegte, ohne sie und Josephinchen, ihre einzige, sechzehnjährige Tochter auszugehen, und fügte mürrisch hinzu: „Du gehst wohl heut Abend wieder allein aus?“

„Wieder? Du thust gerade so, als wäre es meine Gewohnheit, ohne Euch auszugehen. Ich kann Euch doch unmöglich zur Stadtverordnetenversammlung mitnehmen.“

„Du lieber Himmel, wenn Du dahin mußt, dann werden Finchen und ich nur ruhig schlafen gehen und nicht mit dem Abendbrot auf Dich warten, denn bis Mitternacht dauern diese Sitzungen doch fast immer.“

„Ja, ja, so spät wird's wohl werden,“ sagte Walters lakonisch, indem er sich, vor dem Spiegel stehend, den Schlips mit ganz besonderer Sorgfalt band.

„Weshalb machst Du Dich nur so furchtbar elegant für diese Versammlung? Mein Bruder Heinrich wirft sich dafür nie in Staat.“

„Ach was, Heinrich hält überhaupt nichts auf Toilette, und mir ist es nun einmal Bedürfnis, gut gekleidet zu sein. Zudem er-

scheinen in der Stadtverordnetenversammlung die Herren alle in Gala und . . .“

„Ich glaubte, Du seiest Mitglied des Grundbesitzervereins; ich habe die Karte eben oben liegen sehen.“

„Das stimmt, da bin ich auch Mitglied.“

„Wie sonderbar! Heinrich hat mir erst kürzlich auseinander gesetzt, daß die beiden Vereine sich absolut nicht vertragen — Du kannst doch nicht . . .“

„Von beiden Mitglied sein, willst Du sagen? Weshalb denn nicht? Ich höre gern das Für und Wider der Kandidaten, und fasse dann nach reiflicher Ueberlegung meinen Entschluß, für wen ich stimmen soll.“

„Nun, es ist wohl möglich, aber verstehen thue ich's nicht recht.“

„Das ist auch durchaus nicht notwendig — bitte gib mir ein reines Taschentuch und ein Paar Handschuhe und dann thu' mir den Gefallen und gehe rechtzeitig schlafen. Ich habe keine Ruhe, wenn ich weiß, daß Ihr meinetwegen aufbleibt. Ruhe brauche ich aber sehr nöthig, denn es giebt Wichtiges zu verhandeln — wir leben in einer interessanten Zeit; die Auflösung der Kammern ist ein seltenes Ereignis, wie man sie nicht so oft erlebt. — Ach, bürste mir doch, bitte, mal den Fragen ab. — Es werden in der nächsten Zeit wohl noch sehr viele Sitzungen abgehalten werden.“

Frau Walter wandte sich mit einem schweren Seufzer um, sie nahm die Kleiderbürste vom Toilettentisch und sagte, während sie ihres Mannes Frack langsam abbürstete, erregt: „Diese Wählerei ist wirklich eine abscheuliche Mode; Du bist dadurch fast nie mehr zu Haus, es sind jetzt alle Nase lang Versammlungen. Früher warst Du ja oft und lange für Dein Geschäft auf Reisen — das mußte eben sein — darüber habe ich mich auch niemals beklagt, aber seitdem Du Rentier geworden, war das Reisen nicht mehr nöthig, und wir führten ein angenehmes, gemüthliches Leben. — Und wie oft bist Du mit mir und Finchen ausgegangen! So gehört sich's auch für einen guten Ehemann. Aber seitdem Du Mitglied dieser langweiligen Wahlvereine geworden bist, ist alles wieder beim Alten. Was geht Dich denn um Himmelswillen die dumme Politik an?“

„Aber liebes Frauchen, das ist doch meine Pflicht. Gerade jetzt, wo ich keine anderen Sorgen, nichts anderes mehr zu thun habe, bin ich's meinem Lande und meinen Mitbürgern schuldig, daß ich mit regieren helfe, wenn auch nur dadurch, daß ich auf die Regierung einzuwirken versuche. Ich verwende so meine freie Zeit auf die nützlichste Weise.“

„Und uns läßt Du allein sitzen. Na ja, da hast Du recht; was sein muß, muß eben sein; aber langweilig ist's trotz alledem für uns. — Hier, Karl, hast Du Deinen Schirm und Dein Cachenez für den Abend, wenn es kühl werden sollte. Man erkältet sich so leicht.“

„Schön, danke — und nun lebt wohl! Adieu, Josy, adieu Finchen!“

„Adieu, Papa, recht viel Vergnügen,“ ertönte Josephinen's Stimme aus dem Wohnzimmer.

„Vergnügen? Mein Liebling, zu meinem Vergnügen thu' ich's nicht. Es ist meine Pflicht. Merk' Dir, mein Kind, daß der Mensch häufig etwas thun muß, das ihm nicht behagt, nur weil es seine Pflicht ist. Adieu, schlaft wohl!“

Raum war Herr Walters draußen, da entschlüpfte ihm ein Seufzer der Erleichterung, und er blickte lächelnd auf die geschlossene Hausthür. Glättend fuhr er ein paar mal mit den behandschuhten Fingern über Schnurr- und Backenbart, schob den Hut tief in's Gesicht, setzte den Kneifer auf und schlenderte dann langsam die Kalverstraat herunter.

Mama und Josephine saßen während dessen am Theetisch und lasen Zeitungen.

„Mama“, begann das Töchterchen, laut gähmend, „was geschieht nun eigentlich bei solcher Sitzung. Ich habe eben etwas darüber

in der Zeitung gelesen, aber ich verstehe nichts davon. Ich glaube, die Herren kommen nur zusammen, um sich zu streiten; einmal sprechen sie gegen den einen, dann wieder gegen den anderen; ich glaube, daß Papa auch deshalb am nächsten Morgen immer so ärgerlich und verstimmt ist. Es wäre wirklich schöner, wenn Papa nicht so viele Pflichten hätte.“

„Aber, Kind, darüber kannst Du doch nicht urtheilen! Glaub' mir, Dein Vater hat seine guten Gründe, diesen Sitzungen beizuwohnen, und wir müssen uns in Gottes Namen darein fügen. Gieb mir mal Vaters Socken aus dem Korb, ich will sie stopfen.“

— Es war bereits lange nach Mitternacht, als Herr Walters vor seiner Hausthür stand und vergebens den Haus Schlüssel aus seiner Tasche zu holen versuchte. Endlich hatte er ihn gefunden, steckte ihn in's Schloß; doch es gelang ihm nicht, die Thür zu öffnen; denn er hielt den Schlüssel verkehrt in der Hand.

„Die Thür ist zu unpraktisch, das Schloß sieht umgekehrt“, brummte er vor sich hin und rüttelte erfolglos daran herum. „Verdammt die Wirthschaft!“

Er war im Begriff, wieder umzukehren und noch ein wenig in die kühle Nachtlust hinauszugehen, als die Thür von innen aufgeschlossen wurde und er seine Frau im tiefsten Negligée, einen Leuchter in der Hand, erblickte.

„Ich hörte Dich an der Thür rumoren, Karl — ich konnte nicht schlafen und deshalb . . .“

„Aha! Du wolltest mich wohl wieder mal ein bißchen kontrolliren? Das lasse ich mir nicht gefallen!“

„Ganz und gar nicht, ich wollte Dir nur helfen, weil . . .“

„Ach was, Unsinn! Ich hätte ganz gut allein fertig werden können“, lachte er, „aber an dem Schlüssel ist etwas nicht in Ordnung — sieh nur!“

Mit weit aufgerissenen, erschreckten Augen stiert seine Frau erst ihn, dann den Schlüssel an.

„Du lieber Himmel, Du hast wohl einen über den Durst getrunken, Du hältst ja den Schlüssel ganz verkehrt?“

„Was? Getrunken? — ich? keine Spur von zubiell — nur ein paar Glas Bier; es ist entsetzlich heiß — in dem Lokal. — 's war höchst interessant — aber — nicht für Frauen — sonst hätte ich Dich und Finchen — natürlich auch mitgenommen. — So, siehst Du nun vielleicht ein, daß der Schlüssel nichts taugt?“ —

„Geh' Du jetzt nur ruhig mit hinauf, wir werden später . . .“

„Nein, erst . . . erst . . . sollst Du mir sagen, daß — daß der Schlüssel nichts taugt . . . ich . . . ich . . . weiß ganz genau . . . was . . . ich will!“

„Ja, ja, aber jetzt komm' nur mit . . .“

„Nein, Du . . . Du sollst nicht denken, daß ich . . . und es ist auch gar nicht wahr, nein, 's ist nicht wahr! Sieh' doch nur den Schlüssel! siehst Du . . .“

„Ich denke und sehe nichts. Aber jetzt komm und sei still, sonst wird Josephine gleich noch wach.“

„Still? — Ich bin ja ganz still, ganz leise . . . Du, verflüchter Schlüssel! — Was, was ist nicht gut? Bist Du denn so . . . so . . . konservativ?“

„Still, den! doch an Josephine; die darf Dich so nicht sehen.“

„Und warum? . . . wenn . . . wenn ich fragen darf . . . ich bin doch vollständig angekleidet. — Die Konservativen sind alle Dummköpfe — ich bin . . . radikal, liberal — vollständig liberal — der Schlüssel . . .“

Endlich ist Walters im Schlafzimmer angelangt. Neh't, da das grelle Gaslicht voll auf ihn fällt, erschrickt seine arme Frau furchtbar und sagt kurz:

„Aber Karl, Du bist ja total betrunken! Schnell kleide Dich aus und geh' ins Bett, schäme Dich, pfui, da hast Du ein Glas Wasser!“

Walters's Hirn beginnt allmählich etwas klarer zu werden, er ist auf's Sopha gesunken und versucht nun, seine Frau durch unschuldige Späßchen und Neckereien wieder freundlich zu stimmen. Stammelnd sagt er: „So, nun habe ich Dich doch mal schön angeführt — ich bin so nüchtern wie ein Kind, ich wollte nur einmal sehen, was Du anstellen würdest, wenn ich — ha, ha, ha! — ha!“ —

Seine Frau läßt sich für einen Augenblick täuschen und sieht ihn lächelnd an, gewinnt aber gleich darauf wieder die Ueberzeugung, daß er doch nicht nüchtern ist, denn seine Augen sind verschwommen und glanzlos, und er fährt sich unaufhörlich mit der Zunge über die Lippen.

„Pfui“, fährt sie fort, „Du solltest Dich doch wirklich schämen. Ist das eine Art und Weise für einen Gatten und Vater, so nach Hause zu kommen? Wo bist Du denn gewesen?“

„Das ist gut, sehr gut. Natürlich in der Vereinsitzung, in „Niederland und Oranien“, in „Amsterdam“, in dem Verein der Niederländischen Grundbesitzer. Alle Wählerversammlungen habe ich besucht — ich bin hundemüde und schläfrig — gieb mir . . . noch ein wenig Wasser.“

„Hier. Pfui, wie Du nach Tabak riechst.“

„Es wurde so viel geraucht.“

„Puh, Du hast auch Schnaps getrunken.“

„Alle anderen Herren auch.“

„Und wie siehst Du nur aus? Wo ist Deine Kravatte?“

„Meine Kravatte? Die hab' ich doch um.“

„Das ist nicht wahr. Dein Hut ist auch ganz zerdrückt. Was ist denn nur geschehen?“

„Es gab arge Meinungsverschiedenheiten — Sozialisten — Anarchisten, und die haben wir rausgeschmissen.“

„Hast Du Dich denn mit den anderen herumgebalgt? Pfui, wie gemein!“

„Das geht meist so zu bei den Sitzungen.“

„Das kannst Du einem andern weiß machen — komm', jetzt beichte mir, — aber schnell — wo bist Du gewesen?“

„Überall!“

„Wo?“

„Ich hab's Dir schon mal gesagt. Famose Neben hab' ich gehört“ — und plötzlich beginnt er so laut zu lachen, daß Finchen, die durch den Lärm aus dem Schlaf geschreckt ist, ängstlich ruft:

„Mama, Mama, was ist denn nur los?“ — Und gleich darauf tritt sie auch schon barfuß in ihrem Nachtleidchen in das Schlafzimmer der Eltern. — „Ist Papa nicht wohl?“

„Nein, Kind; aber es ist nicht schlimm; er ist nur ein wenig schwindelig, es war so furchtbar heiß in dem Lokal“, antwortete die Mutter und raunte ihrem Manne mit heiserer Stimme zu: „Nimm Dich zusammen! Denk' an Deine Tochter!“

Und Walters, der trotz seines bedenklichen Zustandes wohl einsieht, daß er es um jeden Preis vermeiden muß, sich vor dem Kinde solche Blöße zu geben, sinkt plötzlich mit schwerem Seufzer auf's Sopha zurück und sagt stöhnend:

„Mein Kopf, mein armer Kopf! Ich kann die Hitze in dem Lokale nicht vertragen.“

„Aber, mein lieber Papa, warum gehst Du denn immer wieder hin?“

„Aus Pflichtgefühl mein Kind, nur aus Pflichtgefühl! Ach Gott, mein Kopf!“

„Bleib' doch in Zukunft lieber bei uns zu Haus. — Wie blaß Du bist! Sieh doch nur, Mama!“

Die besorgte Tochter setzt sich neben ihren Vater auf's Sopha, zieht sein Taschentuch, dessen Zipfel ein wenig aus dem Ueberzieher heraussteckt, hervor und wischt ihm damit leicht über die Stirn, auf der die dicken Schweißtropfen perlen.

„Was ist denn das?!“ ruft Frau Walters plötzlich halblaut, da sie zugleich mit dem Taschentuch einen Champagnerpfropfen und verschiedene kleine Zettelchen zum Vorschein kommen sieht. Schleunigst

hebt sie die Sachen auf, um sie vor Josephine, die ihrem Vater die heiße Stirn zu kühlen versucht, zu verbergen, und wirft heimlich einen Blick auf eines der Bettelchen. „Wähler!“ steht darauf, „Wähler!“ So ist er also doch dort gewesen! Aber nein! „Wähler, versäumt nicht, in's Meazar zu gehen, um die schöne Mariolaine, die Königin der Obalisten, zu sehen. Entree frei!“ — liest sie weiter, steckt das Papier schnell zu sich und sieht ihren Vatten, der sich inzwischen ein wenig erholt hat, mit durchbohrenden unheilverkündenden Blicken an.

Ein kleines Kärtchen liegt noch auf dem Sopha; Frau Walters greift danach, aber Finchen ist ihr zuvorgekommen und liest bereits: „Miß Fanny.“

Schnell reißt ihr Vater es ihr aus der Hand und sagt, durch den Schreck plötzlich ganz nüchtern geworden:

„Gieb mir das her, ich muß es gut aufheben; es ist die Adresse von der Vorsitzenden des Vereins zur Beförderung der Frauenbewegung . . .“

„Eine Engländerin, Papa?“

„Eine Irländerin — eine Vertreterin des Irischen Frauenvereins.“

Frau Walters ballt heimlich die Fäuste, während sie mit zuckerlifer Stimme sagt:

„Dein Vater ist jetzt wieder ganz wohl, Finchen! Geh' Du nur ruhig zu Bett, mein Kind, ich werde schon allein mit ihm fertig werden!“

(Nachdruck verboten.)

Die Photographie.

Von Charles Foley. Autorisirte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

„Die Photographie hat mir nicht allein den ganzen Sommer hindurch eine große Zerstreuung bereitet, sondern sie hat mir auch einen unschätzbaren Dienst erwiesen“, sagte die kleine Frau Ribrug zu mir; „doch das ist eine ganze Geschichte. Sehen Sie sich zu mir; ich werde sie Ihnen erzählen.“

Sie wissen, mein Haus in Hautil mit seinem Garten, seinem kleinen Teich und seiner Fessengrotte, liegt völlig isolirt und ist von einem Wäldchen umgeben. Das Gitter führt auf die Landstraße von Chanteloup nach Courdimanche, und diese Landstraße ist am Tage ziemlich belebt, doch am Abend und nachts vollständig öde. Deshalb schließen wir uns, meine gute Françoise, die schon seit langen Jahren in meinem Dienste ist, und ich, sobald es dunkel wird, ja manchmal sogar schon vorher, ein, obwohl wir sonst gerade nicht furchtsam sind. Ist unsere Festung geschlossen, so ist sie uneinnehmbar. Von den Fenstern des ersten Stockes aus können wir erkennen, wer am Gitter klingelt und öffnen nur, wenn es ein bekanntes Gesicht ist. Die frische und reine Luft von Hautil bekommt meinen Lungen ausgezeichnet, und dieses einsame Leben beruhigt alle Fieber, alle Nervositäten, die ich mir im Pariser Winterleben zugezogen habe.

Im letzten September hatten wir an einem prachtvollen Tage, weil wir nicht ausgehen wollten, alle Riegel vorgeschoben, obwohl es kaum vier Uhr war, und nähten eifrig an dem offenstehenden Fenster meines Zimmers.

Plötzlich klingelte es am Gitter. Françoise erhob sich und sah hinaus.

„Es sind zwei Personen“, sagte sie, „aber ich kann sie nicht genau sehen. Sie drücken sich an die Mauer. Es sieht so aus, als fürchten sie sich, von der Landstraße aus gesehen zu werden.“

Ich wollte ebenfalls nachsehen, als Françoise rief: „Ach, jetzt sehe ich sie! Sie sind schwarz gekleidet! Es sind zwei Nonnen!“

Sie wissen, wie fromm ich bin! Ich ging hinunter, durch den Garten, öffnete den Schwestern und ließ sie in die Eßstube treten.

Sie waren beide jung und hübsch. Die weiße Farbe der Haube milderte den allzu stark ausgeprägten Ausdruck ihrer Gesichtszüge. Sie nannten mir ihren Orden und theilten mir mit, daß sie für ihr Haus, das alten Frauen zum Asyl diente, von Thür zu Thür Gaben sammelten. Sie verschleierten die natürliche Schroffheit ihrer Sprache mit großer Salbung und ihre Bewegungen hatten die Ungeschicklichkeit von Bauernmädchen, die ihr Elternhaus erst seit kurzer Zeit verlassen hatten.

Ich bot ihnen zu essen an. Sie aßen und tranken gern und erzählten mir dann, von meiner Freundlichkeit offenbar gerührt, die Strapazen und Anstrengungen ihrer Reise. Namentlich klagten sie über die Herbergen, in denen sie die Nacht zubringen mußten, und wo sie schlecht untergebracht, von den Wirthen ausgebeutet wurden und außerdem den derben Scherzen der Fuhrleute ausgefetzt waren.

„Das ist eine wahre Qual für uns“, stöhnte die eine der Nonnen, „und wir würden ein einfaches Nachtlager in irgend einem Stalle mit Vergnügen vorziehen!“

Ich konnte mir die Unannehmlichkeiten recht wohl vorstellen, die diese unglücklichen Mädchen in den Gasthäusern zu erdulden hatten, und gerührt machte ich ihnen den Vorschlag:

„Wollen Sie hier ein Zimmer haben? Sie werden mit mir diniren und morgen früh weiterziehen.“

Sie dankten mir eifrig, gingen dann hinunter, um den Garten zu besichtigen, und ich blieb mit Françoise allein, die mich ausschalt:

„Madame macht immer solche Sachen! Wie kann man Nonnen ins Haus nehmen, die kein Mensch kennt. Und die sehen überhaupt so merkwürdig aus! Was sie für Stimmen haben! — Unverschämt und neugierig wie Raben unter ihren scheinheiligen Mienen, blinzeln sie sich immer zu, sobald man den Rücken dreht! Und die großen Hände, die sie in ihren Ärmeln verstecken! Da, Madame, heben Sie den Vorhang hoch und beobachten Sie sie jetzt, da sie sich einreden, man sehe sie nicht mehr! Sie schleichen fortwährend um das Haus herum und untersuchen alles. Was haben sie nur überall herumzuspüffeln?“

Françoise haßt alles, was unser friedliches Leben stört. Ich beachtete ihr Knurren nicht, denn ich hatte eine ganz andere Idee. Ich stellte mir vor, daß diese beiden hübschen, jungen Nonnen, die jetzt an dem Teich vor der Fessengrotte standen, ein reizendes kleines Genrebild abgeben würden, und sagte deshalb zu Françoise:

„Françoise, bringen Sie mir meinen Apparat und meine photographischen Utensilien in den Garten.“

Ich eilte meinen Nonnen hinter dem Hause nach, führte sie zu dem Teich neben dem Gitter und ließ sie sich recht ins Licht placiren; die eine sollte neben der Grotte stehen, die andere sich am Eingang der Grotte niedersetzen.

„Sie können sprechen und den Kopf bewegen“, sagte ich zu ihnen. „Aber ändern Sie Ihre Stellung nicht!“

„Weshalb denn?“ fragten sie.

„Das ist eine Ueberraschung!“

Sie schienen sehr gespannt, und ich amüsirte mich darüber. Fast in demselben Augenblick erschien Françoise mit dem photographischen Apparat. Ich traf meine Vorbereitungen, und richtete dann das Objektiv auf sie, um sie abzunehmen. Sie erschrakten und fragten mit zitternder Stimme:

„Was wollen Sie thun, Madame?“

„Ich will Sie photographiren. Rühren Sie sich nicht!“

Sie erblaßten, traten von der Grotte zurück und wiederholten mit verstörtem Gesicht, mit einem Ausdruck wilden Mißtrauens, in merkwürdigem Eigensinn:

„Wir wollen uns nicht photographiren lassen. Nein, wir wollen nicht!“

„Wie kindisch! Dabei ist doch nichts Schlimmes, meine guten Schwestern; das ist allen Nonnen erlaubt!“

Ich hatte noch immer mein Objektiv auf sie, doch sie hielten die Arme vors Gesicht und schienen Furcht zu empfinden, als wenn ich ihnen einen Revolver vorgehalten hätte. So wichen sie bis zum Bitter zurück, öffneten es und als ich ganz bestürzt ausrief: „Na, was fällt Ihnen denn ein? Sie wollen doch nicht fort?“ da stotterten sie, ganz außer sich, mit plötzlicher Panik:

„Wir kommen wieder . . . aber wir haben vergessen . . . wir müssen noch anderswo vorsprechen . . .“

In diesem Augenblick ließ sich in der Ferne, in der Gegend von Chanteloup ein Galopp vernehmen, der sie vollends in Angst versetzte; schnell gingen sie hinaus und liefen, als sie auf der Landstraße standen, bis zum Anfang des Waldes, und zwar in so tollen Sätzen, daß ich in lautes Lachen ausbrach.

Françoise lachte nicht. Sie verriegelte das Gitter, bat ins Haus zu kommen, und schloß, nachdem sie meinen photographischen Apparat beiseite gebracht, sorgfältig alle Thüren. Auf meine Fragen gab sie keine Antwort, und blieb, um mich nicht zu beunruhigen, stumm, obwohl sie sehr erregt war.

Die Nacht war sehr ruhig. Ich erwachte am nächsten Morgen erst spät, weil ich laute Stimmen vernahm. Schnell warf ich ein Morgenkleid über und öffnete das Fenster. Die Sonne strömte ins Zimmer.

Der Schlächter, dessen Wagen vor dem Gitter hielt, erzählte mit lebhaften Gesten eine Geschichte, die Françoise mit aufgeregten Bemerkungen unterbrach. Ich fragte sie:

„Was giebt's denn, Françoise?“

„Ach, Madame, da sind wir einer schönen Gefahr entronnen! Die frommen Schwestern von gestern . . .“

„Nun?“

„Es waren zwei Männer, die sich als Nonnen verkleidet hatten, und obwohl sie noch jung sind, zwei Verbrecher schlimmster Sorte! Die Hallunken haben gestern Abend bei der Wittve Barnier in Courdimanche genächtigt. Als die alte Frau sich zu Bett gelegt hatte, und eingeschlafen war, sind sie wieder aufgestanden, haben sie ausgeraubt und ermordet, sie und ihre kleine Magd!“

Der Schlächter ergriff jetzt ebenfalls das Wort und sagte mit wichtiger Miene:

„Man hat sie auf grund ihres Signalements und ihrer an die Polizeipräfektur gesandten Akten in Meulan verhaftet!“ — Und, mit noch wichtigerer Miene sagte er, ganz stolz darauf, das Wort, das er jedenfalls kürzlich in einer Zeitung gelesen, wiedergeben zu können, hinzu:

„Das anthropometrische System hat doch viel für sich!“

Françoise drehte sich nach mir um und sagte:

„Darum sind die Hallunken auch vor Ihrem Apparat davon-gelaufen, Madame; sie haben gefürchtet, Ihre Photographie könnte ihnen auf die Sprünge helfen. Da haben Sie wahrhaftig eine geniale Idee gehabt!“

Ich für meinen Theil war über die Geschichte so verblüfft, daß ich in meiner Ueberraschung, trotzdem die helle, klare Sonne schien, von einem schrecklichen Frösteln ergriffen wurde.

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Zahlenräthsel.

- 1 2 3 4 5 6 7 8 9 deutsches Land.
 2 1 5 3 1 5 Weltstadt.
 3 4 9 4 5 Waffe.
 4 2 6 4 Strom in Europa.
 5 4 9 4 8 fremde Rasse.
 6 4 8 5 6 7 8 9 Stadt in Anhalt.
 7 3 1 männlicher Vorname.
 8 1 9 9 4 5 Getreideart.
 9 1 2 3 Metall.

Bilderräthsel.



Kapselräthsel.

Schwert, Bewilligung, Hasen, Abend, Känguruh, Stein, Ruhm, Sehnsucht, Hund, Hörigkeit, Ehebund, Braunschweig, Ida, Zulu-kaffee.

Es ist ein Sinnspruch zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach in vorstehenden Wörtern, ohne Rücksicht auf deren Silbentheilung versteckt sind.

Geheimschrift.

(Das Schlüsselwort benennt einen Himmelskörper).

| | | | | | |
|-------|--------|------|----------|----|-------|
| — — 6 | 12 — | 2572 | 322 — | 27 | 152—4 |
| 23 | 75 — — | 43 | 26 — — — | — | 2623. |

f ü m l b c h h a b

Buchstabenräthsel.

Zieht Tag für Tag auf Arbeit aus,
 Zwar lieb's dabei
 Die Schwärmerei;
 Doch kommt's beladen stets nach Haus.
 Gib ihm zum Scherz
 Ein andres Herz.
 Du kannst's vom Baum nun pflücken,
 Und Dich damit erquicken.

Scherzräthsel.

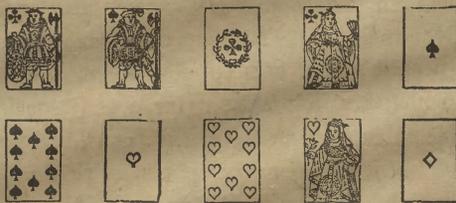
Im Rheine ward ich gefangen,
 Um auf der Tafel zu prangen,
 Bekomm' ich zweimal denselben Laut,
 Da wird ein alter König erschaut.

Skatenaufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Kb; K Kbnig; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

M, der Spieler in Mittelhand, verliert ein Großspiel auf folgende Karte:

a, bB, aA, D; bA, 10; cA, 10, D, dA.



H hatte nur 19 Augen in der Karte und bis Null-ouvert gereizt. Im Skat lagen bK, D. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Auflösung des Bilderräthfels.

Ballstaat.

Auflösung des Delphischen Spruchs.

Sonde, Sonne.

Auflösung der Schachaufgabe.

(Dreizügiges Selbstmatt von G. Hasselkuß).

W. Ke8, De6, Tb5, Lb2, Sd2, Bd7, e8, f2.
 Schw. Kd4, La7, Te8, Bb6, d3.

1. Ke8—d8, Lb8; 2. Df6+, Le5; 3. e8L, Lf6: Matt.

Richtige Lösungen gingen ein von: Frieda und Arthur Bock, Schneider, Otto Kutz, Hans Kuhl, Stanislaus Musielewicz, Willi und Ernst Becker, Bromberg. Pinkus, Wrotschen. Cohn, Zinn. Max und Martha Fock, Zempelburg.